

Sprache, Sprachen, Zeichenbegriff¹

1. Erkenntnisinteressen

In seinen "Prinzipien der Sprachgeschichte" stellt Hermann Paul im vierten Kapitel, das die Überschrift "Wandel der Wortbedeutung" trägt, fest:

Die Möglichkeit, wir müssen auch sagen die Notwendigkeit des Bedeutungswandels hat ihren Grund darin, dass die Bedeutung, welche ein Wort bei der jedesmaligen Anwendung hat, sich mit derjenigen nicht zu decken braucht, die ihm an und für sich dem Usus nach zukommt. Da es wünschenswert ist für diese Diskrepanz bestimmte Bezeichnungen zu haben, so wollen wir uns der Ausdrücke *usuelle* und *okkasionelle* Bedeutung bedienen. Wir verstehen also unter usueller Bedeutung den gesamten Vorstellungsinhalt, der sich für den Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte verbindet, unter okkasioneller Bedeutung denjenigen Vorstellungsinhalt, welchen der Redende, indem er das Wort ausspricht, damit verbindet und von welchem er erwartet, dass ihn auch der Hörende damit verbinde. (Paul 1920, S. 75)

In diesen Ausführungen und überhaupt im 4. Kapitel "geht" Paul – wenn ich Bühlers Formulierung entlehnen darf² – gewiß nicht "unter die ELEATEN". Vielmehr gilt auch hier das bekannte Diktum, mit dem Paul die sprachwissenschaftliche Welt souverän in die Gerechten und die Irrenden einteilt, je nach der Stellung zur historischen Orientierung, nämlich:

Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen. (Paul 1920, S. 20)

Paul geht von einem *historisch orientierten*, den Wandel zu erfassen suchenden *Sprachbegriff* aus. Dieser führt ihn, im Fall der Wortbedeutung, zu den Termini "usuell" und "okkasionell" und damit zu Konstruktions- oder – wie man will – zu Rekonstruktionsprinzipien von Bedeutung, in denen sich der Status der Zugehörigkeit zur "Sprachgenossenschaft" und der Status des "Redenden" gegenüberstehen. Als "usuelle" Bedeutung ergibt sich dabei eine *vollständig signifikant orientierte Zusammenfassung*. Modern gesprochen: Sowohl inhaltlich verwandte wie auch inhaltlich einander fremde Bedeutungen werden unter einem einzigen Signifikanten zusammengefaßt und als ein einziges Wort gewertet. Wir haben damit eine Auffassung vor uns, der zufolge ein historisch orientierter Sprachbegriff einen solchen Zeichenbegriff bzw. hier im engeren Sinne einen solchen Wortbegriff bedingt, der den genannten Status-

unterschied voraussetzt und der mehrere Bedeutungen zu einer einzigen Bedeutung, nämlich die "okkasionellen" Bedeutungen zur "usuellen" Bedeutung zusammenfaßt.

Nun meine ich, daß dieser von Paul so unterstellte Zusammenhang zwischen Sprachbegriff und Wortbegriff nicht ganz zwingend ist. Ich will dies aber nicht besonders vertiefen, sondern nur bemerken, daß eine Beziehungssetzung zwischen "okkasionell" und "usuell" nicht den Weg über eine Versammlung der "einfachen"³, d.h. "okkasionellen" Bedeutungen zu der "mehrfachen"⁴, also "usuellen" Bedeutung nehmen muß. Vielmehr kann die "okkasionelle" Bedeutung schon 'usuell' sein, einfach dann, wenn sie auch zuvor schon in Gebrauch war. Offensichtlich ist die Versammlung zur "mehrfachen" Bedeutung de facto anders motiviert, nämlich durch das Bedürfnis, eine Folie für die Konstatierung des Bedeutungswandels zu haben, die Folie des Konstanten. Wenn ich hier Wittgensteins im Zusammenhang mit der Diskussion der Familienähnlichkeiten benutztes Faden-Bild übertragen darf: Der Faden bleibt solange erhalten, wie die Faserbrüche asynchron sind. Paul stellt fest:

Während der Lautwandel durch eine wiederholte Unterschiebung von etwas unmerklich Verschiedenem zu Stande kommt, wobei also das Alte untergeht zugleich mit der Entstehung des Neuen, ist beim Bedeutungswandel die Erhaltung des Alten durch die Entstehung des Neuen nicht ausgeschlossen. In der Regel tritt zunächst das letztere dem ersteren zur Seite, und wenn dann weiterhin, wie es allerdings oft geschieht, dieses vor jenem zurückweicht, so ist das erst ein zweiter, durch den ersten nicht notwendig gegebener Prozess. (Paul 1920, S. 74)

Wie bemerkt, will ich diese Überlegungen nicht vertiefen und auch nicht auf die Mehrdeutigkeiten von "usuell" und "okkasionell" eingehen. Vielmehr möchte ich einen aus einem bestimmten Erkenntnisinteresse heraus postulierten Zusammenhang zwischen einem Sprachbegriff und einem Zeichenbegriff konstatieren und gleichzeitig ein weiteres Erkenntnisinteresse vorbringen, das mit der Bezeichnung "synchron orientiert" außerordentlich vielfältig und nachgerade geschichtsnotorisch thematisiert wurde, das aber m.E. noch nicht dezidiert genug auf den funktionalen Aspekt, d.h. einfach, auf den Aspekt des Funktionierens von Sprache in der Kommunikation hin, spezialisiert wurde. Ich möchte also Überlegungen zu einem kommunikativen Sprachbegriff und zu einem kommunikativen Zeichenbegriff anstellen. Das Erkenntnisinteresse an der Kommunikation und ihrem Funktionieren scheint dabei in letzter Zeit in vielen linguistischen Teilbereichen zugenommen zu haben; man denke an sprach- und kognitionspsychologische Ansätze in den Bereichen der Lexik und der Textlinguistik, an die Gesprächsanalyse und ihre empirische Orientierung und nicht zuletzt an die Bestrebungen in der Semantik, die Sprachteilhaber als Probanden in

die Untersuchungen mit einzubeziehen, d.h. auch die Eigenperspektive der Kommunizierenden wesentlich zu berücksichtigen.

2. Überlegungen zu einem kommunikativen Sprach- und Zeichenbegriff

Im folgenden möchte ich mich auf den Zusammenhang zwischen Sprachbegriff und Zeichenbegriff konzentrieren. Daß dies eine an dieser Stelle nicht aufzuhebende Aspektualisierung ist, die solche wichtigen Fragen wie das Verhältnis von Sprache und Wissen oder auch das Verhältnis von Sprache und Handlungssystem nicht thematisiert, ist dabei bewußt zu halten. Die Antwort auf die Verabsolutierung der historischen Orientierung durch das Ausdifferenzieren einer synchronen Ebene hat aus meiner Sicht im Bereich der Zeichentheorie und der Lexikographie keine grundlegende Neubesinnung zur Folge gehabt; weiterhin wird in einer als synchron orientiert bezeichneten Zeichentheorie und Zeichenbeschreibungspraxis ein historisch orientierter Zeichenbegriff verwendet. Ich möchte dies erläutern.

In der Beschreibung des Wortschatzes in den alphabetischen Wörterbüchern ist die Einheit des Wörterbuchartikels grundlegend. Viele solcher Wörterbuchartikel weisen eine polyseme Struktur auf, d.h. unter ein- und demselben Lemma sind verschiedene Bedeutungen aufgeführt. Für die einzelnen Bedeutungen verwendet man auch die Bezeichnung "Semem". In der Regel werden nur solche Sememe unter ein einziges Lemma eingeordnet, die miteinander verwandt sind. Liegt keine inhaltliche Verwandtschaft vor, dann richtet man zwei verschiedene Wörterbuchartikel ein. In solchen Fällen spricht man bekanntlich von Homonymen. Liegen Homonyme vor, dann bedeutet dies, daß man verschiedene Wörter oder Lexeme annimmt. Nun gibt es im Zusammenhang mit dieser Beschreibungsform Schwierigkeiten, und zwar, wie ich meine, vordergründige und ernsthafte. Die vordergründigen sind die allgemein bekannten, nämlich die, die sich aus der Frage der Abgrenzung von Polysemie und Homonymie ergeben. Hier gibt es eine umfangreiche Literatur⁵ und eine Fülle von Vorschlägen, die zumeist auf zwei Grundmuster hinauslaufen, nämlich auf die Abgrenzung nach inhaltlichen Kriterien oder auf die nach formal-grammatischen Gesichtspunkten. Bei den inhaltlichen Kriterien wird immer wieder auch eine etymologische Orientierung in Erwägung gezogen, doch gibt man in der Regel einer, wie man sagt, synchronen Orientierung den Vorzug. Neben den genannten Grundmustern ist noch zu vermerken, daß einige Autoren den Unterschied nicht für sonderlich wichtig, vielmehr für vernachlässigbar halten. Das meines Erachtens jedoch sehr viel ernsthaftere Problem liegt nicht in der Abgrenzung von Polysemie und Homonymie, sondern in der Annahme einer polysemen Struktur überhaupt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch Homonyme ihrerseits intern wieder polysem sein können. Das Problem der Annahme einer polysemen Struktur beim Zeichen-

he ich darin, daß das, was als polysemes Lexem postuliert wird, in der aktualisierten Kommunikation so gut wie nie vorkommt. Das, was an Sememen unter einem Lemma aufgelistet wird, hat in den allermeisten Fällen keine kommunikative Realität. In der Literatur ist der mit dieser Frage verbundene Themenkomplex immer wieder besprochen worden. Mit den Ausführungen von Paul habe ich ein frühes Beispiel gegeben. Unmittelbarer Einfluß auf die gegenwärtige Diskussion ist Wilhelm Schmidt zu bescheinigen. Seinen Wort- und Sprachbegriff beschreibt er wie folgt:

Die Betrachtung der Wörter unter dem Doppelaspekt von Sprache als Wirklichkeit und als Möglichkeit macht es nun auch notwendig, den Begriff der Wortbedeutung nach diesen beiden Gesichtspunkten zu differenzieren. Ich bezeichne deshalb die eindeutig determinierte Wortbedeutung im Kontext als *a k t u e l l e* Bedeutung und verwende für den komplexen Inhalt des Wortes als Bestandteil des Systems der Sprache den Terminus *l e x i k a l i s c h e* Bedeutung. (Schmidt 1966, S. 24)

Die *l e x i k a l i s c h e* B e d e u t u n g , die Wortbedeutung auf der Ebene der Sprache, ist die Potenz der aktuellen Bedeutungen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt auf der Ebene der Rede realisiert werden können. Oder umgekehrt ausgedrückt: Die *a k t u e l l e n* B e d e u t u n g e n sind die verschiedenen auf der Ebene der Rede auftretenden Realisationen der Möglichkeiten, die die lexikalische Bedeutung, die Wortbedeutung auf der Ebene der Sprache, enthält. (Schmidt 1966, S. 28)

Eine Reihe weiterer Zeichenmodelle beruht ebenfalls auf der Ansicht, daß so etwas wie Redebedeutung und Sprachbedeutung zu differenzieren sei. In diesem Zusammenhang etwa seien die Ansätze von Weinrich⁶, Henne⁷, Henne/Wiegand⁸ und Schippan⁹ erwähnt. Ich möchte hier nicht ins einzelne gehen, sondern die Grundlinien, speziell im Hinblick auf Schmidt, diskutieren. Aus der Perspektive eines kommunikativen Sprachbegriffs ergibt der Schmidtsche Ansatz einer polysemen Struktur meines Erachtens wenig Sinn. Es wird etwas als *Z e i c h e n* postuliert, was - abgesehen von wenigen markierten Ausnahmefällen - *n i c h t z u r Ü b e r m i t t l u n g v o n I n h a l t e n v e r w e n d e t* wird.

Man mag einwenden, daß ja zwischen den Sememen eine inhaltliche Verwandtschaft bestehe und diese ja quasi das verbindende Band liefere; dort, wo dieses Band fehlt, ist auch Schmidt bereit, mehrere Wörter anzuerkennen:

Sobald das Bewußtsein dieses Zusammenhanges hinsichtlich der einen oder anderen aktuellen Bedeutung verlorengeht, verselbständigt sich die betreffende *l e x i k a l i s c h - s e m a n t i s c h e* Variante des Wor-

tes: es entsteht ein neues Wort mit einem eigenen, selbständigen Begriffskern, ein *H o m o n y m*.
(Schmidt 1966, S. 32)

Aber ich frage am Leitfaden der Exemplifizierung, welches wäre das Sprachzeichen, das die Bedeutung 'festere Zutat in einer Suppe' und die Bedeutung 'der Stützung des Fußes dienende Unterlage, die in den Schuh eingelegt wird' vereinigt? Oder die Bedeutung 'Darbietung als eingeschobener Teil eines Programms' und die Bedeutung 'vorläufige Zahnfüllung'? Oder drittens die Bedeutung 'auf ein Bankkonto eingezahltes Geld' und die Bedeutung 'zur Versteifung in bestimmte Teile der Kleidung eingefügtes Material'? Oder viertens, was wäre der Signifikant zur Bedeutung 'etw., was zur Verzierung in die Oberfläche eines Gegenstandes eingearbeitet wurde' sowie zur Bedeutung 'in ein Unternehmen als Beteiligung eingebrachte Sach- od. Geldleistung'? Oder gar fünftens stelle man sich die Frage – ich bediene mich hier wiederum wie in den vorhergehenden Fällen der Bedeutungsbeschreibungen des Duden-GW –: Wie könnten die Bedeutung 'etw., was in eine Postsendung eingelegt, ihr beigelegt ist' und die Bedeutung '[dünnerer] Stoff od. Material, das auf der Innenseite von Kleidungsstücken, Schuhen, Lederwaren o.ä. genäht ist' lemmatisiert sein?

Wenn wir im übrigen die Frage nach der inhaltlichen Verwandtschaft als Aufgabe formulieren, dann setzen wir einen Prozeß des Nachdenkens in Gang, der nicht als Regelfall gelten kann. Denn wer hätte schon genau über die gerade thematisierten Lemmata nachgedacht? Und wer müßte jetzt nur noch zuvor erstellte Denkergebnisse abrufen? Vielmehr ist es doch bei sehr vielen Sememen wohl so, daß sie – in objektsprachlicher Funktion – selbständig und isoliert in ihren jeweiligen Sachbereichen existieren. Natürlich spielen die Bewußtmachungen von Verwandtschaften eine wichtige Rolle. Sie ergeben sich oft beim Ersterwerb, aber auch bei anderen Gelegenheiten, so bei linguistischen Vorträgen. Aber im Hinblick auf die Masse des Wortschatzes und vor allem im Hinblick auf das Vielfache an Sememen ist das Bewußtmachen und mehr noch das Bewußthalten ein Sonderfall. Denn wer außer dem Wörterbuchbearbeiter der entsprechenden Strecke trägt mit sich ein Bewußtsein vom Lemma *Einlage* herum, und wem außer dem Kundigen der Strecke E und F ist aufgefallen, daß vorhin neben dem Lemma *Einlage* noch ein weiteres Lemma involviert war? Hätte man ein Sprachzeichenbewußtsein, das so deutlich wäre, wie es die Literatur unterstellt, dann hätte man beim Paar 5 schmerzerfüllt darauf hinweisen müssen, daß die erste Bedeutung natürlich dem Signifikanten *Einlage* und die zweite Bedeutung dem Signifikanten *Futter* zugeordnet ist.

Im Gegensatz zum Sprachzeichenbegriff, wie er dem Schmidtschen oder weiteren Zeichenmodellen zuzuordnen ist, sprechen wir von Zeichen nur bei solchen Verbindungen aus Signifikant und Bedeutung, die in der Kommunikation auch tatsächlich vorkommen. Die

Verwendung in der Kommunikation ist die Maßgabe für die Rekonstruktion von Zeichen. Sofern dies für Sememe bestätigt werden kann, handelt es sich um Zeichen aus unserer Sicht. Und das, was man mit der Bezeichnung "Sprachzeichen" anzielt und in der gerade thematisierten Anlage von Wörterbuchartikeln praktiziert, versuchen wir aus der Sicht eines am Funktionieren von Kommunikation orientierten Sprachbegriffs so gut wie möglich beim Namen zu nennen. Wir sprechen auf der Ebene des Sprachsystems dann von Mengen von signifikantgleichen Zeichen, oder spezifischer noch: von Paradigmen von signifikantgleichen Zeichen. Diese Redeweise reflektiert die Isolierung des Gebrauchs in der Kommunikation, die in der Regel nicht aufgehoben wird, es sei denn, in gewollt sprachspielerischen Mehrdeutigkeiten, in ungewollten Mißverständnissen oder tendenziell durch die Kopräsenz anderer Bedeutungen, die – wie angedeutet – kommunikationsexternen linguistischen oder laienhaften Sprachreflexionen entstammen können, aber auch kommunikationsrelevanten tropischen Prozessen.

Die Annahme eines kommunikativen Zeichenbegriffs und die Redeweise vom Paradigma signifikantgleicher Zeichen entlastet die Analyse insofern, als hier nicht stets von vornherein eine Entscheidung zwischen Polysemie und Homonymie erzwungen wird. Man kann dieser Alternative natürlich auch auf andere Weise zu entgehen suchen, entweder, indem man alle Bedeutungen unter ein einziges Lemma bringt – man gelangt dann de facto zur skizzierten Paulschen Lösung –, oder, indem man alles zu Homonymen erklärt, wobei man jedoch in die Verlegenheit gerät, auch verwandte Bedeutungen zu Homonymen machen zu müssen. Erst wenn man den Unterschied zwischen Polysemie und Homonymie als zeichenkonstitutives Moment fallen läßt und sich an der kommunikativen Verwendung orientiert, wird man – so meine ich jedenfalls – die Vorteile einer entlasteten Analyse nutzen können, ohne gleichzeitig Nachteile mit in Kauf nehmen zu müssen. Paradigmen signifikantgleicher Zeichen lassen sich nun in mannigfaltigen Dimensionen beschreiben. Es lassen sich Verwandtschaften zwischen den Bedeutungen feststellen, wobei die Arten der Verwandtschaft nicht mehr durch die Dichotomie 'verwandt – nichtverwandt' vergrößert werden müssen. Es lassen sich Kopräsenzverhältnisse feststellen, d.h. die Anwesenheit von Hintergrundsbedeutungen beim Kommunizieren. Diese sind für tropische Prozesse konstitutiv. Und es lassen sich individuelle und gruppenspezifische Paradigmastrukturen zwangloser beschreiben, da die formalen Vorgaben sehr viel geringer geworden sind.

Wenn wir einen kommunikativen Sprachbegriff annehmen, geschieht dies nicht in Ersetzung, sondern in Ergänzung eines historischen Sprachbegriffs. Und im Zusammenhang mit einem historischen Sprachbegriff

scheint mir auch die Annahme eines Zeichenbegriffs¹⁰ sinnvoll, der in der üblichen Weise auf der Unterscheidung von Polysemie und Homonymie basiert. Nun entspricht diese Zuordnung durchweg nicht der Ansicht der Vertreter dieses Zeichenbegriffs; doch ist m.E. nicht zu verkennen, daß die inhaltliche Verwandtschaft, die als Strukturierungsgrundlage für die Bedeutungsbeschreibung genommen wird, ja in der Regel nichts anderes ist als eine geronnene *historische*, in der Kommunikation selbst nicht bewußte Entscheidung der Sprachgemeinschaft. Indem ich Inhalte zusammenstelle, denen Zusammenhänge zuzuschreiben¹¹ mir oft nur unter Rückgriff auf vorgestellte, stärker motivierende historische Situationen möglich ist, überschreite ich die Funktion der gegenwärtigen Kommunikation. Ich gelange zu einem *historisch-reflexiven Zeichenbegriff*; d.h. ich unterstelle als Zeichen etwas, was – ich pointiere – als Buchungsstelle für geschehene Entscheidungen zu gelten hat; ich unterstelle etwas als Zeichen, dessen hervorbringende Instanz und dessen Benutzungsinstanz von den Instanzen des kommunikativen Zeichens fundamental verschieden sind.

Halten wir einen Moment inne. Unsere bisherigen Bemühungen können wir dahingehend zusammenfassen, daß ein Zeichenbegriff zu entwickeln ist, der einem dezidiert synchronen, d.h. an der Erklärung von Kommunikation und ihrem Funktionieren orientierten Sprachbegriff entspricht. Diesem Begriff zufolge stellt sich das Zeichen als die Verbindung aus einem Signifikanten und aus einer Bedeutung dar. Damit ergibt sich – einfach gesagt – eine Verfeinerung, insofern als die Sememcluster aufgelöst und als Zeichenmengen angesehen werden. Die Frage stellt sich aber, ob diese Verfeinerung genügt, alle bestehenden, d.h. in der Kommunikation vorfindlichen Bedeutungen zu erfassen. Diese Frage ist wohl mit Nein zu beantworten, denn es gibt, provisorisch gesprochen, Nuancierungen, die sehr wichtig sind, da sie ständige Begleiter von Kommunikation, von Verständigung und Mißverstehen sind, und gegen die die klassischen Verwechslungen vom Typ "Bank"₁ und "Bank"₂ oder "Schloß"₁ und "Schloß"₂ die atemberaubende Häufigkeit von Freitagen haben, die auf den 13. fallen. Ich meine hier insbesondere die Nuancierungen, die im Bereich der Spezialisierung von Wissen und Sprache auftauchen, in einem Bereich, der in einer Reihe von Gesellschaften eine stets wachsende Bedeutung gewinnt. Ich komme damit zu einem weiteren Abschnitt.

3. Der kommunikative Zeichenbegriff bei Beschreibungen im Bereich der Spezialisierungsdimension

Im Zusammenhang mit der Spezialisierung des Wissens entstehen Sprachvarietäten oder, wie im Aufsatztitel suggestiv formuliert, Sprachen. Die Frage, inwieweit diese Systeme tatsächlich Sprachen sind in irgendeinem anspruchsvollen Sinne des Worts, wollen wir hier nicht aufgreifen. Aber ein Teilaspekt dieser Frage ist hier zu thematisieren, nämlich

das Verhältnis zwischen den Wortschätzen der in der Spezialisierungsdimension anzuordnenden Varietäten, oder - vereinfacht gesagt - das Verhältnis zwischen dem Wortschatz der Gemeinsprache und dem einer Fachsprache, wobei mit einzurechnen ist, daß eine Fachsprache ihrerseits unterschiedliche Stufen der Spezialisierung aufweisen kann.

Eine vereinfachte Vorstellung dieses Verhältnisses zwischen gemeinem und speziellem Wortschatz bzw. zwischen weniger und stärker spezialisiertem Wortschatz könnte darauf hinauslaufen, den Zusammenhang zwischen beiden Wortschätzen als den Schnitt zweier Mengen zu sehen. Man hätte danach Wörter, die nur der Gemeinsprache angehören, weiterhin solche, die nur der Fachsprache zuzurechnen sind, und drittens solche, die man gleichzeitig beiden Varietäten zuordnen muß. Allein, dieses Bild ist zu einfach. Denn es gibt eine wichtige Gruppe von Wörtern, die nicht in den Schnitt gehören, gleichwohl aber eine wichtige Rolle in der fachexternen Kommunikation spielen. Es sind dies, im einfachen Fall, Paare von signifikantgleichen Zeichen, wobei jeweils das eine Element der Gemeinsprache angehört und das andere Element der Fachsprache. Hierbei sind die Fachbedeutung auf der einen Seite und die gemeinsprachliche bzw. die Laienbedeutung auf der anderen Seite eng miteinander verwandt, ohne jedoch identisch zu sein. Indem wir hierzu zwei Äußerungen von Putnam zitieren, lassen wir einen frühen und wichtigen, gleichwohl von uns nicht voll geteilten Vorschlag zu Wort kommen. Putnam schreibt:

In ordinary parlance, a 'stereotype' is a conventional (frequently malicious) idea (which may be wildly inaccurate) of what an X looks like or acts like or is. Obviously, I am trading on some features of the ordinary parlance. [...] I am concerned with conventional ideas, which may be inaccurate. [...] On this view, someone who knows what 'tiger' means [...], is required to know that stereotypical tigers are striped. (Putnam 1978, S. 76)

The stereotype for gold, for example, contains the feature yellow even though chemically pure gold is nearly white. But the gold we see in jewellery is typically yellow (due to the presence of copper), so the presence of this feature in the stereotype is even useful in lay contexts. (Putnam 1978, S. 77)

Für die Benennung der zwischen der Fachbedeutung und der Laienbedeutung bestehenden Relation wollen wir eine Redeweise der allgemeinen Umgangssprache adaptieren. Man sagt oft, um eine feine Nuancierung zu kennzeichnen, daß jemand einen bestimmten Begriff von Demokratie, von Recht, von Freiheit habe, oder, um es niedriger zu hängen, daß jemand einen bestimmten Zahlbegriff, einen bestimmten Sprachbegriff, einen bestimmten Zeichenbegriff etc. habe. Diese Formulierung wollen wir übertragen und von einer "Begriff - von - Relation" sprechen.

Im Zusammenhang damit stellt sich die Frage, wie der **Z e i c h e n s t a t u s** der Relate der Begriff-von-Relation aufzufassen ist. Handelt es sich um ein einziges Zeichen mit zwei Varianten, einer fachsprachlichen und einer laienhaften bzw. gemeinsprachlichen, von denen die eine Variante das Ideal, der Maßstab ist und die andere Variante lediglich eine unvollkommene Approximation? Oder liegen tatsächlich zwei verschiedene signifikantgleiche Zeichen vor, deren Bedeutungen zwar eng und vermutlich regelhaft zusammenhängen, jedoch nicht identisch, vielmehr so deutlich verschieden sind, daß mindestens die Laienbedeutung nicht gegen die fachliche Bedeutung substituierbar ist und oft auch das Beharren auf der fachlichen Bedeutung in bestimmten Situationen als unangemessen empfunden werden kann? Um meine Antwort vorweg zu nehmen: Ich plädiere dort, wo eine **L a i e n b e d e u t u n g** lexikalisiert ist und sich von der **F a c h b e d e u t u n g** unterscheidet, dafür, ein eigenes Zeichen anzusetzen, so daß sich in vielen Fällen ein Nebeneinander von eng bedeutungsverwandten signifikantgleichen Zeichen aus Fachsprache und Gemeinsprache ergibt. Die umgangssprachliche Redewendung des "Begriff von" sieht eine solche Verselbständigung der Relate nicht vor, unterstellt vielmehr eine einzige Größe, zu der partielle Aspekte oder Varianten möglich sind. In dieser Beziehung folgen wir also nicht der umgangssprachlichen Interpretation. Wir begründen dies mit der eben festgestellten Tatsache, daß Laienzeichen und Fachzeichen sehr häufig nicht substituierbar sind, trotz der engen Bedeutungsverwandtschaft, und weiterhin damit, daß man zwischen den Bedeutungen nicht nur das eben erwähnte **h i e r - a r c h i s c h e V e r h ä l t n i s** antrifft, also das Verhältnis, demzufolge der Fachmann im Besitz der besseren, schärferen oder genaueren Bedeutung ist und der Laie nur ein unvollkommenes Abbild mit sich trägt, wobei beide Parteien sich auch noch dieser Hierarchie bewußt sind und sie anerkennen. Vielmehr ist zu konstatieren, daß es auch **k o n k u r r i e - r e n d e V e r h ä l t n i s s e** zwischen Bedeutungen gibt, dann nämlich, wenn der Laie die Anerkennung der Höherwertigkeit der Fachbedeutung verweigert, so etwa im politischen Bereich, aber auch in all den Fällen des privaten Lebens, in denen er glaubt, ein Recht darauf zu haben, daß seine Redeweise, seine Bedeutungen für die Kommunikationshandlung Geltung habe und nicht die des Fachmanns. Ein Konkurrenzverhältnis besteht weiterhin dann, wenn sich Laien nicht auf eine einzige Laienbedeutung einigen können, und Konkurrenz ist natürlich auch zwischen signifikantgleichen Fachtermini desselben Fachs möglich. Insofern können wir zusammenfassen, daß das Konkurrenzverhältnis fachintern, fachextern und wiederum laiengruppenintern anzutreffen ist. Von daher scheint es mir sinnvoll, das, was von den Sprachteilhabern als eigenständiges Ausdruck-Inhalt-Gebilde verwendet wird, auch als Zeichen zu werten. Um selbst in den Fällen, in denen der Laie seine eigene Bedeutung nur als mindere Approximation auffaßt, bleibt ihm gleichwohl keine andere Wahl, als sich ihrer zu bedienen.

Die genaue Beschreibung der Laienbedeutungen ist nicht einfach. Zwar gibt es eine Reihe von Bemühungen auf diesem Gebiet oder im Zusammenhang mit diesem Gebiet¹²; doch scheinen die Bemühungen noch nicht genügend gebündelt zu sein. Zwei Punkte möchte ich besonders erwähnen. In einigen Fällen werden die gemeinsprachlichen Wörterbücher als Gewährsinstanzen für laiensprachliche Bedeutungen genommen. Dies ist heuristisch gut motiviert, führt aber nur zu partiellen Einsichten. Erste eigene Untersuchungen mit Probanden zeigen, daß im Laienbereich in der Regel nicht nur eine einzige Laienbedeutung anzutreffen ist, sondern deren mehrere. Weiterhin zeigen viele Laienbedeutungen einen Spezialisierungsgrad, der geringer ist als der durch die gemeinsprachlichen Wörterbücher vorgegebene. Nun ist dies nicht weiter verwunderlich. Denn wäre dies nicht so, dann würden sich kaum Wörterbuchkäufer finden, bis auf die Linguisten, die sich für Laienbedeutungen interessieren. Zum zweiten: In vielen Fällen ist der Wissensbereich bei Laien und der bei Fachleuten verschieden strukturiert. Man muß sich also davor hüten, ein fremdes, fachwissenschaftliches Raster unreflektiert zum Leitfaden der Untersuchung zu machen. Es sei ein kleines Beispiel gegeben. Ich interessiere mich speziell für das linguistische Wissen beim Laien, bzw. besser: bei den Laien. Ich habe hierzu erste Befragungen vorgenommen, deren Pilotstatus ich aber unterstreichen möchte. Zunächst sei aus einem Bedeutungsinterview zitiert, das ich mit einer Sprachteilhaberin geführt habe und das u.a. über phonetisch-phonologisches Wissen geht¹³; die Probandin ist auf diesem Gebiet Laie. Das Interview beansprucht dabei lediglich den Status einer heuristischen Zwecken dienenden Voruntersuchung; es ist ein exploratives Interview¹⁴. Vier Ausschnitte¹⁵ seien im folgenden vorgelegt:

Interviewer: [...] nehmen wir mal das Wort *Kurs* oben in
 Sprachteilhaberin: [...]

I. der Überschrift. ja. aus welchen Lauten besteht *Kurs*?

S. ja

I: wäre das Ein Laut?

S. *Kurs* ist ein Laut, ne? *Kurs.* jo.

I: *Kurs* wäre ein Laut. öh, wäre es auch ne Silbe?

S: ja, auch.

I: ja. kann man nicht trennen, ne? [...]

S: n[= nein, S.W.] [...]

I: wie genAU wird [kə] gebildet? ich frag mal nach

S: + +

I: nem andern Laut äh nach [be:] wie wie in in in *besonders*

S: m'

I: oder bald bald. wie macht man bald?

S: [be:]= jo, durch

I: ja, genauer? was bewe-
S: Mundbewegungen. + + + + + + +

I: gen Sie? ja, bald=
S: meinen Mund= meine Stimmbänder=

I: ja=
S: genau genau rich-
S: und ich brauch dazu Luft also.

I: tig, [...]
S: [...]

I: wie machen Sie [ɛn]? mit der Stimme
S: [ɛn]? ja auch auch öh

I: ja [ɛn] und haben Sie son Gefühl daß Sie sagen wir mal
S: ja

I: wenn Sie [be:] und [ɛn] machen daß da was anderes im
S:

I: Mund passiert?
S: [be:] = [ɛn] = ja hier laß ich schwin-

I: ja ja
S: gen bei [ɛn], und bei [be:] [be:] = ist das eigent-

I: ja ja
S: lich nicht so. das das könnte ja wie soll ich das

I:
S: ausdrücken? + + [be:]? da schwingt also auf jeden

I: richtig ja
S: Fall nicht so die die Stimmbänder mit wie bei dem

I: öh bei dem [ɛn] wie isses bei [o:]?
S: [ɛn] bei dem [ɛn]'

I: wie [be:].
S: [o:] auch nich. das [o:] is wie [be:]. ja

I: ja. gut. ehm haben Sie sone ehm äh sone Vor äh Idee
S:

I: wie man sagen wir mal die Laute einteilen könnte
S:

I: ehm sagen wir mal wenn Sie haben [a:] [e:] [i:] [o:]
S:

I: [u:] auf der einen Seite und sagen wir mal [be:] [de:]
S:

I: [ge:] oder [pe:] [te:] [ka:] oder sowas auf der ande-
S:

I: ren Seite? ja' und dann die +
S: einmal die Selbstlaute=

I: Mitlaute Mitlaute. em und wie würden Sie das
S: die Mitlaute

I: em sehen wodurch unterscheiden sich die Selbstlaute
S:

I: und die Mitlaute?
S: + + + + also beim Mitlaut wird immer

I: ja ja
S: en anderer Buchstabe mitgesprochen beim [ɛn], [e:]

I: ja ja ja [ɛn] [ɛn] ja
S: [ɛn] sagt man da und bei den Selbst-

I: und dann is fertig
S: lauten da sagt man [o:] und fertig.

I: und so wärs also beim [b ə] würden Sie sagt man dann
S:

I: eben [be:] [ɛn] [ɛm] und so weiter? [...] [...] [...]
S: mm' ja. [...]

I: können Sie was mit "Phonem" anfangen? "Phonem"?
S: Nein.

I: "Phon"? ja' "Graphem"?
S: en Phon? ja is Ton, ne? auch
I: "Graph"? also mit "ph" geschrieben? "Graph"?
S: nicht.

I: gut. ehm "Laut", wie würden Sie das
S: Fotograph gibts. m'

I: bezeichnen? Hatten wir gerade. können Sie mit "Laut"
S:

I: was anfangen? ja' Laut als Wort, ne.
S: em Laut als Wort?

I: ja genau genau und wie
S: ja ehm also Selbstlaut Mitlaut.

I: würden Sie sagen was ist ein Laut? nehmen wir mal an
S:

I: en en Kind würd Sie fragen was is en Laut? wie würden
S: ja=

I: Sie das erklären? ein Laut is gut. ein
S: ein ein Ton.

I: Laut ist ein Ton. vielleicht genauer? ein Laut ist ein
S:

I: Ton= der Ki das Kind könnte ja
S: + + + + + + + + + +

I: sagen is das was die Trompete da von sich gibt is das
S: m'

I: auch en Laut? gut
S: eh jo würd ich ja sagen daß das auch en

I: ja gut können Sie was anfangen mit "distinktives
S: Laut is ne mm'.

I: Merkmal"? mm' mit
S: + + + + distinktives Merkmal= nein.

I: "Nasal"? "Labial"?
S: + + auch nicht. + + ich kenn wohl

I: (Lachen ————— Lachen) eh "Lippen-

S: "labil" aber nicht "labial".

I: laut?"

S: + + + + + + + unter einem Lippenlaut stell

I: ja
S: ich mir n den Laut vor, den den ich spreche den ich

I: gut. "Gaumenlaut"?

S: von mir gebe + + + + + + +

I:
S: "Gaumenlaut"? + + + + + kann ich mal mit dem

I: so=
S: Gaumen Töne geben? nä, das weiß ich nicht. [...]
[...]

Wir stellen einige Vergleiche zwischen dem phonetisch-phonologischen Vokabular der Sprachteilhaberin und dem des Duden-GW an. Für die Bedeutung, die dem Signifikanten *Mitlaut* im Sprachsystem der Sprachteilhaberin zukommt, ist deren Feststellung relevant: "beim Mitlaut wird immer ein anderer Buchstabe mitgesprochen". Auf dieser Basis kann man die Bedeutung verdeutlichend so formulieren: 'Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) zusammen mit einem anderen Laut ausgesprochen wird'. Andere onomasiologisch orientierte Teile des Interviews zeigen, daß diese Charakterisierung von "Mitlaut" isoliert ist. Das (inkonsistent applizierte) Konzept, Laute danach zu beurteilen, wie stark die "Stimmbänder" "schwingen", wird mit dem Alphabetkonzept nicht vermittelt. Das *Stimmbandkonzept* und das *Alphabetkonzept* sind also *Wissensinseln*, untereinander nicht verbundene Wissensbereiche. *Mitlaut* bezieht sich auf das Alphabetkonzept, bei dem man Schulwissen vermuten darf, das durch Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit und auch durch den Wortsinn von "Mitlaut" gestützt wird. Das Duden-GW setzt das Lemma *Mitlaut* als Verweisform an und verweist auf *Konsonant*. Zu *Konsonant* wird folgende, aus zwei durch Semikolon getrennte Angaben bestehende Bedeutungsbeschreibung gegeben: 'Laut, bei dessen Artikulation der Atemstrom gehemmt od. eingeengt wird; Mitlaut'. Wir verstehen diese Bedeutungsbeschreibung als homogene Beschreibung, unterstellen also Bedeutungsgleichheit zwischen den einzelnen Angaben¹⁶. Damit liegen *zwei signifikantgleiche Zeichen* vor, nämlich "Mitlaut/Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) zusammen mit einem anderen Laut ausgesprochen wird" und "Mitlaut/Laut, bei dessen Artikulation der Atemstrom gehemmt od. eingeengt wird; Mitlaut". Die Extensionen beider Zeichen überschneiden sich, und zwischen den Bedeutungen ergeben sich Verwandtschaftsbeziehungen; es liegt also eine *Begriff-von-Beziehung* vor. Gleichwohl – und damit kommen wir auf unsere obige Feststellung zurück – wäre es ersichtlich unzutreffend, das Zeichen des Duden auch der Sprachteilhaberin unterstellen zu wollen.

Beim Signifikanten *Selbstlaut* liegen die Dinge analog. Hier können wir der Sprachteilhaberin das Zeichen "Selbstlaut/Laut, der (im Alphabet bzw. allgemein bei Einzelnennung) ohne einen weiteren Laut ausgesprochen wird" unterstellen. Das Duden-GW verweist wiederum von der deutschsprachigen Bezeichnung "Selbstlaut" auf "Vokal"; dort führt er auf: 'Laut, bei dessen Artikulation die Atemluft verhältnismäßig ungehindert ausströmt; Selbstlaut'¹⁷. Auch hier sind die Bedeutungen deutlich verschieden, so daß das Bild verfälscht würde, wollte man die Bedeutung des Duden-GW auch bei der Sprachteilhaberin annehmen¹⁸.

Die Bedeutung, die dem Signifikanten *Laut* im System der Sprachteilhaberin zukommt, ist nicht spezifisch metasprachlich. Unter "Laut" wird *Kurs* subsumiert, die Subsumption von [a], [e], [i], [b], [g] etc. wird akzeptiert, der Ton der Trompete fällt darunter. Das Duden-GW führt z w e i Bedeutungspositionen auf, nämlich 'etw. Hörbares, [bewußt hervorgebrachtes] Geräusch von kurzer Dauer' sowie 'mit dem Strom des Atems bei bestimmter Stellung der Sprechwerkzeuge hervorgebrachter Schall, kleinste Einheit der gesprochenen Sprache'; es handelt sich dabei aus der Sicht unseres Zeichenbegriffs um zwei verschiedene, wenn auch signifikantgleiche Zeichen. Auf Grund der gegebenen Informationen wird man annehmen, daß es sich beim Zeichen "Laut" der Sprachteilhaberin und beim erstgenannten Zeichen "Laut" des Duden-GW um ein und dasselbe Zeichen handelt, das vom zweitgenannten Zeichen des Duden-GW verschieden ist. Auch hier ergeben sich also zwischen dem Lexikonausschnitt des Duden-GW und dem der Sprachteilhaberin deutliche Unterschiede.

Den Signifikanten *Lippenlaut* hat die Sprachteilhaberin zuvor wohl nicht gehört oder gelesen. Sie faßt die Wortbildung im Wortsinn auf, in Übereinstimmung mit der fachlichen Interpretation, hält aber wohl, wenn ich vermuten darf, die Lippen für das einzig wichtige Organ. Bei *Gaumenlaut* zeigt sie Skepsis, ob eine entsprechende Lautproduktion wohl möglich wäre, resümiert aber: "das weiß ich nicht". Wenn wir die Lexikonbeschaffenheit der Sprachteilhaberin v o r dem Interview betrachten, so ergeben sich hier, vom Inventar des Duden-GW aus gesehen, L ü c k e n. Entsprechendes gilt für die Stellen "Phonem", "Graphem", "Graph", "labial"; "Phon" (im engeren linguistischen Sinn) wird auch im Duden-GW nicht aufgeführt. Wir haben damit einen weiteren Typus von Verschiedenheit zwischen den Inventaren mit den Untertypen, daß rudimentäres Verstehen möglich bzw. nicht möglich ist.

Die vorstehenden Analysen lassen m.E. große Vorsicht angeraten sein, was die Frage angeht, inwieweit man Wörterbücher stellvertretend für die Laienwortschätze stehen lassen kann. Wenn wir die Relationen zwischen dem Vokabular des Wörterbuchs und dem eines Laien im Hinblick auf den Bedeutungsvergleich (bei identischem Signifikanten) grob typi-

sieren, haben wir den Fall der *I d e n t i t ä t* (Das Wörterbuch hat die Bedeutung b, der Laie ebenfalls) und den Fall der *V e r w a n d t s c h a f t* (Begriff-von-Beziehung) (Das Wörterbuch hat b, der Laie b'); hinzu kommt der Fall der *L ü c k e* (Das Wörterbuch hat das Zeichen $z = "s/b"$, mit "s" für Signifikant; der Laie hat weder "s/b" noch "s/b"; die Lücke kann dabei auch auf Seiten des Wörterbuchs sein). Das Wörterbuch als Darstellung der Wortschätze der Laien zu nehmen, verkennt Tatsache und Häufigkeit der Verwandtschaft und der Lücke. Dies gilt natürlich in noch stärkerem Maße für rein fachliche Wörterbücher. Über diese eher semasiologisch orientierte Betrachtungsweise hinaus ist davon auszugehen, daß das Expertenwissen einschließlich seiner Verarbeitung in den Wörterbüchern einerseits und andererseits das Wissen der verschiedenen Laiengruppen in der Regel nicht dieselben Grundstrukturen aufweisen, so daß sich die Unterschiede einfach als Vorhandensein oder Fehlen von Teilbereichen ergeben würden. Vielmehr – und dies zeigt auch das Interview – muß man prinzipiell damit rechnen, daß schon die Grundstrukturen verschieden sind, je nach Erwerb und Gebrauch des Wissens. Diese *s t r u k t u r e l l e D i s t a n z z w i s c h e n d e n W i s s e n s b e s t ä n d e n* schlägt sich auch in der semiotischen Verarbeitung, in der Repräsentierung durch Zeichen, nieder¹⁹. Und um diese Differenzierungen deutlich genug herausarbeiten zu können, sehen wir die *R e l a t e d e r B e g r i f f - v o n - R e l a t i o n* als je verschiedene signifikant-gleiche Zeichen an.

Bevor ich zum Schluß komme, sei noch eine Randbemerkung über den *A l l t a g s b e g r i f f* erlaubt. Die Tagung hat den Untertitel: "Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag". Nun könnte diese Entgegensetzung den unbefangenen Beobachter zur Vermutung verleiten, daß die Wissenschaft für den Nicht-Alltag stehe, etwa in der Nähe, wie es so schön heißt, der Sonn- und Feiertage. Das ist natürlich – leider – nicht der Fall. Und natürlich auch so nicht gemeint, da die Bezeichnung "Alltag" in diesem Zusammenhang und etwa auch in dem Zusammenhang "Alltagssprache" längst terminologisiert ist²⁰. Dennoch scheint mir die Motivation des Terminus doch noch sehr deutlich und vor allem, aus der heutigen Situation gesehen, eben nicht besonders glücklich. Für den Wissenschaftler wie allgemein für den Spezialisten ist die Sprache seines Faches in der Regel wichtiger Bestandteil gerade seiner Alltags-Kommunikation. Und auch für den Nicht-Spezialisten ergibt sich die Begegnung, u.U. die Konfrontation mit Fachsprachen gerade auch in seinem Alltag. Das, was er – als Nicht-Spezialist – an passiver, wenn auch vielleicht nur rudimentär vorhandener Kompetenz einsetzt, ist in der Regel Bestandteil gerade seines alltäglichen, werktäglichen Lebens. D.h. der *i n t e n d i e r t e G e g e n s a t z* zwischen Spezialisten und Nicht-Spezialisten scheint eher bei solchen dichotomischen Bezeichnungen wie "*F a c h s p r a c h e* vs *G e m e i n s p r a c h e*" oder "*Expertensprache* vs *allgemein-*

ne Umgangssprache" aufgehoben. Dabei soll im übrigen eine wochenlaufbezogene Gliederung der Kommunikationsweise nicht übersehen werden. Nur scheint eine solche Periodisierung aber weder allein mit einer Dichotomie "Fachsprache vs Gemeinsprache" noch auch mit einer Dichotomie "alltägliche, einfache Sprache vs feierliche, gehobene Sprache" beschreibbar.

4. Schluß

Das Wesentliche sei noch einmal kurz zum Ausdruck gebracht:

1. Wenn man einen kommunikativen Sprachbegriff zugrunde legt, dann können in der Wortschatzkomponente nur solche Ausdruck-Inhalt-Verbindungen als Zeichen gelten, die in der Kommunikation tatsächlich vorkommen. Darüber hinausgehende Zusammenhänge können als mit bestimmten Strukturen ausgestattete Mengen von Zeichen beschrieben werden.
2. Ein kommunikativer Sprachbegriff sollte in die Lage versetzen, die Varietätengliederung einer Nationalsprache und die aus ihr resultierenden Kommunikationsformen adäquat zu beschreiben. Insbesondere im Hinblick auf die Spezialisierungsdimension, die immer größere Bedeutung gewinnt, scheint es sinnvoll zu sein, einen Zeichenbegriff zu wählen, der in der Lage ist, in der Kommunikation vorkommende selbständige und lexikalisierte Ausdruck-Inhalt-Verbindungen als Zeichen analysieren zu lassen, ohne daß im Vorhinein Untergrenzen auf der Verwandtschaftsskala festgelegt werden. Die Begriff-von-Relation zeigt darüber hinaus ein Spezifikum im Verhältnis von Gemeinsprache und Fachsprachen an.
3. Man mag einwenden, daß der kommunikative Gesichtspunkt, gerade unter funktionaler Perspektive, eine erhebliche Einschränkung darstelle, wobei man auf die Verflochtenheit der Sprache mit allen Bereichen der menschlichen Kultur hinweisen mag. Eine solche Eingeschränktheit habe ich selbst schon im Hinblick auf allgemeine Wissensstrukturen und im Hinblick auf die Handlungseinbettung thematisiert; ebenso habe ich den kommunikativen Sprachbegriff in Ergänzung neben den historisch-reflexiven Sprachbegriff gesetzt. Aber die Fragestellung auf das Funktionieren von Kommunikation zu verschärfen, scheint mir trotz allem einem legitimen, eigenständigen und sogar wichtigen Erkenntnisinteresse zu entsprechen.

Anmerkungen

- 1 Für intensive Diskussionen über das Thema danke ich Helmut Henne. Die Verantwortung für den Ansatz und für mögliche Unzulänglichkeiten bleibt davon unberührt. Der Text wurde für den Druck leicht überarbeitet.
- 2 Vgl. Bühler 1934, S. 4.
- 3 Paul 1920, S. 76.
- 4 Paul 1920, S. 76.
- 5 Vgl. nur Kooij 1971, Eberspächer 1978, Fries 1980, Kaempfert 1984 (Kap. 6) und Strauß/Zifonun 1985 (bes. Kap. 6).
- 6 Weinrich 1966, S. 15-25.
- 7 Henne 1972, S. 18-27.
- 8 Henne/Wiegand 1973.
- 9 Schippan 1975, S. 65-72.
- 10 Zwei Zeichenbegriffe in dieser Weise anzusetzen, geht auf Diskussionen mit H. Henne zurück.
- 11 Für den Fragenkomplex der Bewußtheit von inhaltlichen Zusammenhängen bzw. ihrer Bewußtmachung sei allgemein auf Augst 1975 verwiesen.
- 12 Vgl. nur Drozd/Seibicke 1973, Putnam 1975, Putnam 1978, Eikmeyer/Rieser 1978, Schlütz/Luckmann 1979 u. 1984, Neubauer/Petöfi 1981, Schwarze 1982, Henne/Mentrup (Hrsg.) 1983, Möhn/Pelka 1984, Eco 1985, Heisterkamp 1986.
- 13 Für die Mitarbeit und die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung des Interviews habe ich der Sprachteilhaberin zu danken.
- 14 Vgl. Friedrichs 1973, S. 207-236, Atteslander 1975, S. 89-94; insbesondere zu Bedeutungserklärungen im Gespräch bei semasiologisch orientierten Fragen vgl. Quasthoff/Hartmann 1982. - Es kann wohl als Desiderat angesehen werden, speziell für die Semantik (der denotativen Bedeutungen) die Ausarbeitung einer Erhebungsmethodologie anzustreben, vgl. Wichter 1984 und Wichter 1985.
- 15 Eine enge phonetische Transkription wird nicht angestrebt. Zu Verdeutlichungszwecken werden Satzzeichen (Punkt, Komma, Fragezeichen) eingesetzt. Aus Henne/Rehbock 1982 übernehmen wir das Pausenzeichen "+" (für ca. 1/2 Sekunde Pause) (S. 83), das Zeichen "h" für "leicht steigende/halbhoch endende" "Kadenz" (S. 82), das Zeichen "-" für "schwebende/in mittl. Lage endende" "Kadenz" (S. 82) und die Majuskelschreibweise für Betonungen (S. 81).
- 16 Denkbar wäre prinzipiell auch, daß 'Mitlaut' vom Duden-GW im Wortsinn gemeint sein könnte, also genau in dem Sinn, wie dies die Sprachteilhaberin meint und wie dies ja im Wortsinn von "Konsonant" vorgegeben ist. Doch wäre dies eine sehr kryptische Formulierung, da eine von der ersten Bedeutungsangabe deutlich verschiedene Angabe nur über den Wortsinn mitgeteilt wäre. Weiterhin würde die Bedeutungsbeschreibung zwei deutlich verschiedene Bedeutungsangaben enthalten; die Einrichtung zweier verschiedener Bedeutungspositionen wäre erwartbar. Auch stellte sich dann

die Frage nach der Bedeutung des Lemmas *Mitlaut*, bei dem ja auf *Konsonant* verwiesen wird. Hätte das Lemma die Wortsinnbedeutung, dann wäre die Beschränkung auf die reine Verweisung auf *Konsonant* nicht sinnvoll, hätten doch *Mitlaut* und *Konsonant* dann verschiedene Bedeutungen (außerdem wäre das Lemma *Mitlaut* an keiner Stelle erklärt worden (außer durch 'Mitlaut')); hätte das Lemma nicht die Wortsinnbedeutung würde der Signifikant *Mitlaut*, einmal als Lemma, einmal als Bedeutungsangabe, verschiedene Bedeutungen haben. Man wird hier wohl allgemein unterstellen können, daß das verweisende Lemma beim Lemma, auf das verwiesen wird, nochmals zur synonymischen Formulierung verwendet wird, vgl. auch die Fälle *Strichpunkt* und *Semikolon*, *Lippenlaut* und *Labial*, *Gaumenlaut* und *Guttural*.

- 17 Zur Interpretation von 'Selbstlaut' im Duden-GW vgl. analog die obigen Bemerkungen zu 'Mitlaut'.
- 18 WDG und Duden-GW geben zu *Mitlaut* und *Selbstlaut* sehr ähnliche Bedeutungsbeschreibungen. Auch Wahrig 1970 beschreibt "Selbstlaut" nach dem Artikulationskonzept. Die Bedeutung hingegen, die er zu *Mitlaut* und *Konsonant* stellt, nämlich 'Mitlaut, Laut, der nur mit Hilfe eines anderen ausgesprochen werden kann', entspricht der Bedeutung der Sprachteilhaber:in.
- 19 Die Tatsache, daß das Wissen eines Laien erfragt, analysiert und mit dem Wissen von Experten verglichen wird, könnte vielleicht bei einigen den Eindruck entstehen lassen, daß hier auf den Laien herabgesehen werden soll. Dieser Eindruck ist nicht beabsichtigt und entspricht auch nicht meiner Überzeugung. Die starke Ungleichverteilung von Wissen ist zunächst ein grundlegendes Merkmal bestimmter Gesellschaften (vgl. in diesem Zusammenhang auch Schütz/Luckmann 1979 (Bd. 1), S. 384-392), das zu untersuchen wichtig ist. Zu diesem Untersuchen gehört das Befragen und das In-Beziehung-Setzen (vgl. auch Wichter 1983), wobei wir ja gerade auf die Eigenständigkeit des Laienwissens und seine mangelnde Repräsentanz in den Wörterbüchern hinzuweisen versuchen. Bewertungsfragen haben wir nicht thematisiert, doch soviel sei gesagt: Eine Bewertung eines anderen Wissens als schlechteres oder schlechtes (oder besseres oder gutes) Wissen bringt die Verantwortung zur Offenlegung und Begründung der angelegten Maßstäbe mit sich.
- 20 Vgl. etwa den Artikel "Alltagssprache" bei Lewandowski 1984 (Bd. 1).

Literatur

- Atteslander, Peter (1975): Methoden der empirischen Sozialforschung. 4., erweiterte Aufl. Berlin, New York 1975.
- Augst, Gerhard (1975): Überlegungen zu einer synchronen etymologischen Kompetenz, in: Gerhard Augst, Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache, Tübingen 1975 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 25), S. 156-230.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. 2., unveränderte Aufl. Stuttgart 1965 (1. Aufl. 1934).
- Droz, L./W. Seibicke (1973): Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Wiesbaden 1973.
- Duden-GW = Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in sechs Bänden. Mannheim/Wien/Zürich 1976-1981.
- Eberspächer, Volker (1978): Sprachliche Mehrdeutigkeiten. Phil. Diss. Tübingen 1978.
- Eco, Umberto (1985): Semiotik und Philosophie der Sprache. München 1985 (= Supplemente 4).
- Eikmeyer, H.-J./H. Rieser (1978): Vagheitstheorie. Manuskript Bielefeld 1978.
- Friedrichs, Jürgen (1973): Methoden empirischer Sozialforschung. Reinbek 1973.

- Fries, Norbert (1980): Ambiguität und Vagheit. Tübingen 1980.
- Heisterkamp, Paul (1986): Wortschatz des Segelns in Fachsprache und Gemeinsprache. Phil. Mag. Münster 1986.
- Henne, Helmut (1972): Semantik und Lexikographie. Berlin, New York 1972.
- Henne, Helmut/Helmut Rehbock (1982): Einführung in die Gesprächsanalyse. 2., verbesserte und erweiterte Aufl. Berlin, New York 1982.
- Henne, Helmut/Herbert Ernst Wiegand (1973): Pleremik: Sprachzeichenbildung, in: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), Lexikon der Germanistischen Linguistik, Tübingen 1973, S. 132-144.
- Henne, Helmut/Wolfgang Mentrup (Hrsg.) (1983): Wortschatz und Verständigungsprobleme. Düsseldorf 1983 (Sprache der Gegenwart 57).
- Kaempfert, Manfred (1984): Wort und Wortverwendung. Göppingen 1984.
- Kooij, Jan G. (1971): Ambiguity in Natural Language. Amsterdam, London 1971.
- Lewandowski, Theodor (1984, 1985, 1985): Linguistisches Wörterbuch. Bd. 1-3. 4., neu bearbeitete Aufl. Heidelberg (Bd. 1) bzw. Heidelberg, Wiesbaden 1984, 1985, 1985.
- Möhn, Dieter/Roland Pelka (1984): Fachsprachen. Tübingen 1984.
- Neubauer, Fritz/János S. Petöfi (1981): Wortsemantik, Lexikonsysteme und Textinterpretation, in: Wolfgang Heydrich (Hrsg.), Lexikoneinträge, Hamburg 1981 (= Papiere zur Textlinguistik 31), S. 149-190.
- Paul, Hermann (1920): Prinzipien der Sprachgeschichte. 9., unveränderte Aufl. Tübingen 1975 (5. Aufl. 1920) (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 6).
- Putnam, Hilary (1975): Mind, Language and Reality. Philosophical Papers, Volume 2. Cambridge etc. 1975.
- Putnam, Hilary (1978): Meaning, Reference and Stereotypes, in: F. Guenther/M. Guenther-Reutter (Hrsg.): Meaning and Translation, London 1978, S. 61-81.
- Quasthoff, Uta M./Dietrich Hartmann (1982): Bedeutungserklärungen als empirischer Zugang zu Wortbedeutungen, in: Deutsche Sprache 2/1982, S. 97-118.
- Schippa, Thea (1975): Einführung in die Semasiologie. 2., überarb. Aufl. Leipzig 1975.
- Schmidt, Wilhelm (1966): Lexikalische und aktuelle Bedeutung. 3. durchgesehene Aufl. Berlin 1966.
- Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1979 u. 1984): Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1 u. 2. Frankfurt 1979 u. 1984.
- Schwarze, Christoph (1982): Stereotyp und lexikalische Bedeutung, in: Studium Linguistik 13, 1982, S. 1-16.
- Strauß, Gerhard/Gisela Zifonun (1985): Die Semantik schwerer Wörter im Deutschen. Bd. 1 u. 2. Tübingen 1985 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 58.1 u. 58.2).
- Wahrig, Gerhard (1970): Deutsches Wörterbuch. Sonderausgabe. Gütersloh 1970.
- WDG = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz. Bd. 1-6. Berlin 1964-1977.
- Weinrich, Harald (1966): Linguistik der Lüge. Heidelberg 1966.
- Wichter, Sigurd (1983): Dimensionen fachexterner Kommunikation, in: Henne/Mentrup (Hrsg.) 1983, S. 72-91.
- Wichter, Sigurd (1984): Möglichkeiten der Eruiierung von Wortbedeutungen, in: Klaus Oehler (Hrsg.), Zeichen und Realität, Bd. 2, Tübingen 1984, S. 557-564.
- Wichter, Sigurd (1985): Methodologische Prinzipien der Bedeutungsermittlung und Bedeutungsbeschreibung, in: Georg Stötzel (Hrsg.), Germanistik - Forschungsstand und Perspektiven, Bd. 1, Berlin, New York 1985, S. 55-62.